



**Georg Klein**  
**Die Sonne scheint uns**  
**Roman**  
**Rowohlt Verlag**  
**Reinbek bei Hamburg 2004**  
**ISBN 3-498-03522-3**

**Textauszug**  
**S. 9-16, 20-21, 22-28, 39-41, 47, 51-51 und 55**

## Glas

Die Sonne scheint uns. Wir sitzen in der einstigen Cafeteria, in der obersten Etage des fraglichen Bauwerks. Wir haben unsere fünf Stühle an die Südseite gerückt und blinzeln an gegen das Mittagslicht dieses strahlenden Märztags. Fenster mag ich die starre Verglasung des zehnten Stockwerks nicht nennen, obwohl Aluminiumstreben die Aussicht gleichmäßig zergliedern. Unser Blick geht über den Alten Salzhafen, eine blinddarmartige Ausbeulung des großen Flusses. Hier, kurz vor seiner Mündung, verteilt sich das Wasser auf die tiefgebagerte Fahrrinne des Hauptlaufs und auf ein knappes Dutzend Nebenarme. Seit langem kanalisiert, fingern sie doch, unverändert naturhaft gekrümmt, gleich den Tentakeln eines Kopffüßlers dem deutschen Meer, der Nordsee, entgegen.

Das Haus, dem wir unsere Aussicht verdanken, steht nah am Ufer. Über zwei Zeilen Lagerhäuser blicken wir auf das strömungslose Grau des Hafenbeckens und auf die Landzunge, die sich zwischen ihm und dem Fluß erstreckt. Seit Menschengedenken gehört dieses auf drei Seiten von Wasser umgebene Gelände der chemischen Industrie. Ich habe keine Ahnung, was dort zur Zeit produziert wird, vielleicht weiß es einer der anderen, aber ich spüre wenig Neigung, sie zu fragen. Mir und meinen vier Beisitzern sollen die duftig weißen, über den beiden höchsten silbrigen Schloten ins Lindgrüne spielenden Rauchfahnen als Ausweis eines regen synthetischen Lebens genügen.

Das alte Viertel, das sich auf unserer Seite an die Krümmung des Salzhafens schmiegt, ist niedrig bebaut. Selbst die Lager-

häuser am Kai bringen es nur auf drei Stockwerke. Mein Apotheker, der greise Hugo Heinlein, in einer dieser Straßen aufgewachsen, behauptete einmal, allein seiner Geducktheit verdanke das Viertel, daß es den Krieg fast schadlos überstanden habe. Auch das finale Bombardement, fünf perfekt verzahnte anglo-amerikanische Tag- und Nachtangriffe, ein Meilenstein in der Geschichte des Luftkriegs, habe die kümmerlichen Karrees am Salzhafen in einer halb mitleidigen, halb verächtlichen Geste ausgespart. Bloß von einer Handvoll verirrter Sprengbomben, von einem einzigen Phosphorbehälter, seien die häßlichen Backsteinbauten getroffen worden, in denen damals Handwerk, Gewerbe und Familien den Raum bis in den letzten Hinterhofwinkel nutzten. Für mich, den Zugezogenen, verstieg sich der alte Eingeborene zu dem Witz, am Salzhafen habe man nach jenen die Stadt verheerenden Schlägen nur ein paar Kaminchenställe neu zusammennageln müssen.

Heinlein irrte, oder sein Scherz duldete keine Ausnahme. Denn zumindest einen Freiraum haben Blitz und Donner der Westalliierten auch hier bei uns in die verstockte Substanz geschlagen. Das Bürohaus, das uns mit Licht und Ausblick verwöhnt, wurde auf einer Bombenlücke, vielleicht der einzigen des Viertels, errichtet. Und da schon bald nach dem Krieg der Denkmalschutz seine bewahrende Hand über die engen Straßen hielt, blieb der zehngeschossige Turm auch in den folgenden Jahrzehnten unangefochten das höchste Bauwerk des Viertels. Noch sonnt er sich in seiner Größe, aber die Scheiben, durch die wir blicken, sind seit Monaten nicht mehr gereinigt worden. Unser Hochhäuschen steht leer, und bald, bald schon, sobald wir es durchstößt und sein kleines Geheimnis gelüftet haben, soll es als ein unansehnlich gewordenes Gewächs der Zeit mit Stumpf und Stiel ausgerissen werden.

Wir warten auf den Chef. Wir nippen an fünf verschiedenen

Getränken. Wir warten, ohne uns gegenseitig ein Wort zu gönnen, auf Gabor Cziffra, unseren Brötchengeber. Wir sind Kollegen auf Zeit. Und vielleicht, wer weiß, bin ich Gabor Cziffras Buchhalter. Gut könnten die anderen vier dies von mir denken, denn ich halte, seit wir beisammen sind, ein schmales Buch unter den rechten Arm geklemmt. Sitzend muß ich in dieser Pose einen komischen Anblick bieten. Jeder vernünftige Mensch hätte das Büchlein auf den Tisch gelegt oder, falls ihm etwas an ihm besonders schützenswert erschiene, auf seinen Schenkeln deponiert. Mir aber bleibt das Selbstverständliche verwehrt.

Das Buch, das ich so krampfhaft am Leibe führe, habe ich erst heute morgen bei Arno's Antik, einem Trödellden am Salzhafen, erworben. Man könnte es eine Kladde nennen. Seine Pappdeckel sind mit einem lederartig genarbten Plastik überzogen. Die an den Außenrändern stark vergilbten Blätter tragen eine schwarzrote Lineatur. Da einige Striche auch senkrecht über die Seiten laufen, vermute ich, daß das Büchlein für irgendein kaufmännisches Auflisten und Abrechnen gedacht war. Und so kann es auch für meine Arbeit, für das, was mir der Chef in generösem Zutrauen aufgetragen hat, nicht ganz falsch sein.

Zwei von uns haben nun doch in ein Gespräch gefunden; kein Wunder, daß es vor dem riesigen Kühlschrank geschehen ist. Mit seinem Brummen hat das betagte Gerät bereits unserem Schweigen einen vermittelnden Grundton gegeben. In größeren Abständen wird der mannshohe Kasten von einem epileptischen Rütteln befallen, als ob Kompressor und Pumpe gleich zur Ruhe kommen wollten. Aber dann setzt, nach einem leisen, zarten, fast lüsternen Schlürfen, das normale Betriebsgeräusch wieder ein. An der Kühlschranktür hängt ein Flaschenöffner, ein vernutztes, den Kronenkorken schlecht greifendes Ding. Der Ärger darüber hat den beiden die Zungen

gelöst. Ich habe meinen Stuhl ein klein wenig gedreht, um sie beobachten zu können, ich lausche ihrem Gespräch mit verhohlener Neugier. Und den zwei mit mir am Fenster verbliebenen Kollegen ergeht es gewiß nicht anders.

Der, der sich am Kühlschrank zuletzt mit dem Flaschenöffner abgemüht hat, trinkt nun ein alkoholfreies Bier. In gleichmäßig knappen Intervallen kippt ihm das schlanke Fläschchen vor dem Mund in die Höhe, als sei sein Trinken einem diktatorischen Zeitplan unterworfen. Er ist groß und auf eine feste, aber nicht muskulös wirkende Art fleischig. Er muß vor nicht allzu langer Zeit noch jung gewesen zu sein, zumindest schwingt etwas Jünglingshaftes in seinen Gesten nach. Wenn er spricht, bewegt er die rechte Faust mit hervorzuckendem Zeigefinger vor der Brust. Manchmal bricht ihm die Hand nach oben aus, und er schwenkt den abgespreizten Finger dicht vor seiner imposanten, in ihrem vorderen Stück merkwürdig asymmetrisch verdickten Nase.

Auch der andere Kühlschranksteher trinkt eine Art Bier, jenes süße Zeug, das angeblich Kinder wie Greise kräftigt. Wenn ich seine Gestalt als das Langzeitergebnis solcher Stärkung deute, dann scheint der kontinuierliche Konsum dieses Gebräus zu einem übermäßigen Wachstum der oberen Extremitäten zu führen. Vielleicht hält der höchstens mittelgroße Kerl die Arme ständig in pendelnder Bewegung, weil er den Eindruck ihrer enormen Länge mildern will. Jetzt prostet er dem Fleischigen zu und klopf ihm, der ihn um mehr als einen Kopf überragt, auf die Schulter.

Wie schnell diese beiden Falschbiertrinker vertraulich miteinander geworden sind. Ich nippe an meinem Getränk. Ich habe es nicht eilig, die erste Flasche zu leeren. Auch mein Lieblingstrunk lagert im Kühlschrank der Cafeteria, eine Markenlimonade mit Zitrusfruchtexttrakten. Sie ist bitter, süß und lau.

Keines der Getränke ist kalt. Ich weiß es, ich bin mit der Hand über alle Flaschenreihen gefahren. Da sich ihr Glas nicht kühl anfühlte, habe ich den Verdacht, daß sich das Wirken des wuchtigen Gewerbekühlschranks in der Produktion von Vibration und Geräusch erschöpft.

Wir fünf sind ein Team. Soviel habe ich, ohne etwas von den anderen zu wissen, allein aus der Art unseres Schweigens verstanden. Auf Abruf sitzen wir in roten Kunststoffschalen. Wir alle neigen dazu, die Finger unruhig zwischen den Oberschenkeln hin und her zu schieben oder unsere Knie mit den Handtellern zu drücken, wie man es tut, wenn jeden Augenblick ein Aufspringen ansteht. Nur gelegentlich gestatten wir es uns, die Rücken an den angenehm nachgebenden Lehnen zu entlasten und kurz die Beine im wärmenden Sonnenlicht zu strecken. Keiner von uns will bei einem Sichgehenlassen, bei einem Päuschen zur falschen Zeit ertappt werden.

Direkt neben mir, zwei Fußbreit weiter im Hellen, sitzt die einzige Frau. Ein wenig zu nah, um sie deutlich zu erkennen. Ich bin weitsichtig und setze meine Brille nur auf, wenn mich die Umstände dazu zwingen. Schon ein Weilchen streicht sie sich über ihr kurzes schwarzes Haar, umkreist dabei einen großen, mattsilbernen Clip, den sie als Einzelstück links trägt. Weich wie die Berührung, die sie sich schenkt, fließt mein Blick an ihr ab, und so habe ich, was mir nur recht sein kann, erst ein vages Bild der Kollegin gewonnen. Gleichermaßen scharf sehen uns vermutlich die drei anderen. Und gut kann ich mir vorstellen, daß das Trio sie und mich, allein wegen der relativen Regelmäßigkeit unserer Züge, bereits in das Auge eines ersten Vorurteils gefaßt hat. Für sie sind wir die beiden Hübschen, aber Dummen. Es reichen ein Augenrucken und die Andeutung eines Lächelns, um sich über dergleichen zu verständigen.

Daß es mir schwerfällt, die Frau neben mir einzuschätzen,

mag auch am glänzenden Grau des Kostüms liegen, in dem sie zu unserem gemeinsamen Termin erschienen ist. Das großgezackte Fischgrätenmuster von Rock und Jacke verschwimmt mir im Hinschieln zu unruhigen Wellen, von denen ich nicht einmal sagen kann, ob sie gewebt oder dem Stoff nur aufgedruckt sind. Plötzlich rückt die Silbriggraue heftig nach hinten. Zweimal schrammt ihr Stuhl an meinem entlang. Vielleicht hat sie die Sonne zu sehr geblendet. Nun sitzt sie halb hinter mir. Ich muß sie, will ich den Kopf nicht auffällig zur Seite drehen, aus den Augenwinkeln beobachten. Das kurze Aufrichten ihres Rumpfes hat mir die Schlankheit ihres Körpers verdeutlicht. Das Oberteil ihres Kostüms, eng und lang, fiel in gerader Linie von der Achselbeuge bis auf den Oberschenkel. Die Hüften, die sich darunter verbergen, können nicht nennenswert breiter als die Taille sein. Es sei denn, diese wäre insektenhaft schmal.

Eine üppige Unterweite wie aus dem Bilderbuch des Weiblichen hat hingegen der Kollege schräg vor mir. Sein Körper wirkt wie aus mehreren Früchten, alle im Stadium der Überreife, zusammengesetzt. Selbst sein Schädel hat etwas Pflanzliches, lang und kleinohrig geht er in einen feisten Hals über. Von hinten ähneln Kopf und Nacken einem schwarzbehaarten, plumpen Stiel, dem die Rumpsegmente und Glieder pflaumig, birnen- oder gurkenförmig anhängen. Dieser hüftschwere, seltsam alterslos wirkende Kerl bevorzugt wie unsere Kollegin ein farbloses Getränk. Zumindest in dieser Hinsicht hat mich das lange Warten sachkundig gemacht. Die Grausilbrige trinkt einen Mineralbrunnen ohne Kohlensäure, ein sogenanntes stilles Wasser. Der Pflaumenweiche hat sich soeben sein drittes Fitneßgetränk geholt. Es ist in neuartige Getränkedosen abgefüllt; jedenfalls habe ich, der ich nicht auf der Höhe des Konsums bin, solche Dosen noch nie gesehen. Deckel und Boden sind offenbar

aus dem üblichen Stahlblech gefertigt. Aber das Mittelstück, der Zylindermantel, besteht aus einem transparenten Kunststoff, der sich vom Patschhändchen des Dicken knicken läßt, um dann knackend, fast quakend in seine alte Form zurückzuspringen. Jetzt trinkt er, und erneut kommt mir bekannt vor, wie er sich den langen Zügen hingibt, wie dem letzten Schlucken ein Lippenschatzen und ein heftiges Flattern der gesenkten Lider folgen. Genau so glaube ich dies schon einmal gesehen zu haben. Aber mein Erinnerungsvermögen, auf das noch nie groß Verlaß war, will mir nicht auf die Sprünge helfen.

Herr Gabor Cziffra hat uns die Ehre gegeben. Nach zwei Stunden Warten hörten wir den Aufzug, den auch wir benutzt hatten. Die Kabine, die, verheißungsvoll lauter werdend, ihren Weg nahm, fuhr nicht bis ganz nach oben durch, sondern hielt auf der neunten, vielleicht sogar schon auf der achten Etage. In ein und derselben Unvernunft starrten wir alle hinüber zum Lift, als könnte Herr Cziffra das fehlende Stück an den Stahlseilen hochklettern, als spränge er jeden Augenblick in akrobatischer Manier durch die sich öffnenden Türen aus dem hohlen Schacht zu uns hinaus. Obwohl lange nichts geschah, wagten wir keinen Laut. Aber unsere Teamfrau hatte ihre Flasche umgestoßen, und das Abtropfen des Vergossenen über die Tischkante, das nervöse Ping-Ping, mit dem das Mineralwasser auf das PVC prallte, war unserem Gaffen peinlich angemessen.

Der Chef überraschte uns anders. Simpler, aber nicht weniger spektakulär. Die Mauer links der Aufzugtür ist auf etwa fünf Metern mit braunen Packpapierbahnen verkleidet, vermutlich hatte man noch Malerarbeiten geplant und diesen Abschnitt vor Farbspritzern schützen wollen. Das starke Papier zerriß mit scharfem Knall. Und durch die Treppenhaustür, deren eisernes Blatt die Verkleidung aufschwingend zerfetzt hat-

te, betrat Gabor Cziffra die Cafeteria. Mit entschiedener Langsamkeit, als hieße es, jeden Schritt zu achten, kam er auf uns zu. In wundersamer Wohlgestalt trat der Chef in Erscheinung, nobel und respektheischend. Die aus jeder Mode gekommene Bezeichnung «ein schöner alter Herr» füllte sich durch ihn wie von selbst mit neuem Leben.

Allein durch Gabor Cziffras telefonisch verdünnte Stimme war ich auf diese Begegnung vorbereitet worden. Es lag gerade eine Nacht und einen Tag zurück, daß ich sie zum ersten Mal gehört hatte. In aller Herrgottsfrühe hatte mich sein Anruf aus dem tiefsten, aus dem selig todähnlichen Schlummer gerissen. Offensichtlich bemerkte er meine Schlaftrunkenheit, denn er eröffnete unser bislang einziges Gespräch mit einem Monolog, der mir reichlich Zeit ließ, zu mir zu finden. Schon gestern, per Draht, machte mir seine Stimme Eindruck. Aber erst jetzt, wo ich sie freiklingend, in der Akustik der Cafeteria, vernommen habe, verstehe ich, was an ihr gefällt. Sie becirct nicht allein durch ihr weiches Timbre, durch das warme Schwingen, durch ihre hellen, stets vollbleibenden Höhen, und auch die klare Artikulation, die perlende Reinheit der Silben, die jeden Bühnenschauspieler schmücken würde, trägt nur als Nebenwirkung zum bezwingenden Charme seiner Rede bei. Was uns vorhin an seinen Lippen hängen, was uns alle mucksmäuschenstill bleiben ließ, so still, daß nicht einmal ein Stuhlrücken Cziffras Vortrag störte, war die minimal falsche Melodie seiner Sätze. Herr Cziffra ist kein gebürtiger Deutscher. Obwohl ihm unser Deutsch akzentfrei und in kaum zu überbietender Eloquenz über die Lippen geht, gehorcht dieses Strömen fremden Gesetzen, als wäre der Fluß unserer Sprache in ein neues Bett geleitet worden. Von außen kommt Gabor Cziffras Deutsch zu uns, den Inländern, und dieses Von-außen-Kommen ist die Schale seiner Schönheit.

wie alles – wie Gummi und Papier – altere auch das Schlimme im Licht der Gegenwart. Und so sei das, was Heinlein und die anderen Heimkehrer in schlaflosen Nächten quäle, bereits sichtlich geschrumpft. Es sei, grob berechnet – Cziffra wippte, um den Zeitraum der nötigen Schätzung anschaulich zu machen, auf die Zehenspitzen –, um knapp zehn Prozent weniger arg geworden.

Heinlein, den ich als rüstigen, nur leicht gehbehinderten Greis kennenlernte, der gern selbst an die Theke trat, um die Stammkunden seiner Apotheke zu bedienen, ist nun schon ein gutes Vierteljahr tot. Ich war nicht auf seiner Beerdigung, weil eine böse Grippe mich, fiebernd und hustend, ins Bett verbannete. Mein Apotheker, der mir in den vorausgegangenen Jahren den Arzt ersetzt hatte, konnte mir ja nicht mehr mit einer seiner rasant wirkenden Hausmischungen auf die Beine helfen. Um jedes meiner Handicaps, um die zeitweiligen wie um die chronischen, hatte er sich mit der gleichen diagnostischen Geduld, mit demselben therapeutischen Furor gekümmert. Und so schmerzt es mich noch heute, daß ich es versäumte, ihm das letzte Geleit zu geben. Zugleich entging mir damals die Gelegenheit, den kleinen Friedhof des Viertels und Gabor Cziffra vor Augen zu bekommen. Ich weiß nicht, warum ich mir so sicher bin, daß er Heinleins Beerdigung beiwohnte. Aber mir drängt sich die Vorstellung auf, daß unser Chef in einem hinreißend eleganten schwarzen Anzug auf der Begräbnisfeier erschien und am offenen Grabe den Hut zog, um sein dichtes weißes Haar zu entblößen.

Heute, für uns, war Gabor Cziffra in ein gewagt schimmern-des Taubenblau gekleidet. Vor seinem hageren Altmännerhals blitzte eine Fliege im Licht der Frühlingssonne. Absolut starr stand dieser Kragenschmuck unter dem im Rhythmus seiner Rede auf und ab schwingenden Kinn, doch es dauerte eine Wei-

le, bis ich, in Lauschen und Anschauung befangen, begriff, daß die Fliege aus Glas bestand, gewiß aus einem hochwertigen Glas, das nicht gepreßt oder gegossen, sondern vom Atem eines Bläasers in seine propellerartige Form getrieben worden war. Unser Chef hielt uns eine lange, keinen Zwischenruf duldende Ansprache. Zum ersten Mal hörten wir, welchem Objekt unsere Suche gelten sollte. Und obwohl sich niemand auf der Grundlage des Gesagten vorstellen konnte, wie denn die Sonne, die wir zu finden hatten, eigentlich aussah, wagte keiner, mit einer Frage nachzuhaken.

Andächtig hörten wir ihm zu, und bestimmt ließen ihn die Kollegen genau wie ich nicht eine Sekunde aus den Augen. Während seiner letzten Sätze, die seinen Auftrag an uns in fast juristischer Verdichtung zusammenfaßten, meisterte Gabor Cziffra, graziös rückwärts schreitend, erneut das Wegstück, das er bei seinem Kommen überwunden hatte. Sprechend und behutsam Fuß hinter Fuß setzend, erreichte er wieder die Treppehaustür. Und kurz bildete ich mir ein, unser Hinstarren habe ihm wie ein Radar geholfen, dorthin zu finden. Hörbar Atem holend, fast seufzend, trat er in den eisernen Rahmen der Tür und schloß sie nach einem Abschiedsgruß, der uns, die Zurückbleibenden, mit den Worten «Meine liebe Mannschaft» zart und entschieden in die grammatische Einzahl bannte.

## Papier

Wir frieren, und die Nacht droht uns lang zu werden. Die Heizkörper gurgeln und ticken, seit wir sie aufgedreht haben, aber ihre gußeisernen Rippen haben sich bis jetzt nicht spürbar erwärmt. Fast alle sind wir frühlingshaft leicht bekleidet zu unserem Termin mit Cziffra erschienen. Der prächtige Märztag hat dazu verführt, ohne Mantel oder warme Jacke loszugehen. Am ärgsten büßt wohl Still für diese Achtlosigkeit; der Rock ihres grauen Kostüms ist kurz, ihre Strumpfhose dünn. Aber Still, die längst jämmerlich zittern müßte, läßt sich nichts anmerken. Dagegen klagt Funny, unser Dicker, lautstark über die zunehmende Kälte. Er, der durch sein Fett von Natur aus am besten gegen die Auskühlung geschützt sein dürfte, hat als einziger eine richtige Winterjacke am Leibe. Ein rotkariertes Ungetüm, das ihm bis über den Hintern reicht und an dessen hochgeschlagenem, mit Webpelz gefüttertem Kragen er seine tomatenroten Ohrchen reibt.

Light und Vita haben, als die Dunkelheit die Cafeteria eroberte, gemeinsam zu trinken begonnen; wahrscheinlich taugen ihre harmlosen Biere am besten dazu, das Hungergefühl zu betäuben. Noch schrecke ich davor zurück, mir wie Vita ein Malzbier zu öffnen. Nicht nur mein Ekel vor der Konsistenz und Süße des Gebräus hindert mich daran. Es steckt auch ein dienstlicher, quasi buchhalterischer Grund hinter der Scheu, zum Getränk eines Kollegen greifen. In meine Kladde habe ich als ersten Eintrag unsere Arbeitsnamen notiert. Herr Cziffra legte uns noch unmittelbar vor seinem Abgang dringend ans

Herz, für die Dauer des Auftrags auf unsere bürgerlichen Namen zu verzichten. So kamen wir in die Verlegenheit, uns einfallen lassen zu müssen, wie wir uns im weiteren anreden sollten. Und diese bescheidene Aufgabe wurde zum ersten Prüfstein unseres gemeinsamen Wirkens.

Light war es schließlich, der uns aus hilflosem Grübeln erlöste. Er, den ich in spontanem Vorurteil für einen auf die Spitze seines Zeigefingers fixierten Pedanten gehalten hatte, griff sich die Lösung unmittelbar aus der Anschauung. Light schlug vor, jeder solle nach dem Getränk benannt werden, das er seit unserem Zusammenkommen bevorzuge. So heißt er selbst jetzt kurz und bündig nach dem alkohol- und kalorienreduzierten Bier, dessen schmale Flaschen er, wenn er schweigt, in fast zärtlicher Geste auf seinem strammen Rumpf auf und ab schiebt.

Vita, der Langarmige, hat den Namen seines Malzbiers auf die ersten beiden Silben reduziert, und seine Selbstbezeichnung gefällt mir. Sie paßt zu der Art, wie er seine Flaschen inzwischen trinkbereit macht. Der alte Öffner am Kühlschrank hat sich an den Kronenkorken schnell bis zur Unbrauchbarkeit verschliffen. Vita nimmt ihn jetzt nicht mehr als Hebel, sondern nur noch als Verlängerung seiner rechten Faust und stößt den Verschuß mit einem scharfen Aufwärtsruck vom Hals der Flasche. Vergeblich hat Light versucht, ihm das kleine Kunststück nachzutun. Er ist nun wie Still auf die Gefälligkeit Vitas angewiesen.

Ich bin ein wenig stolz, daß ich Still, unserer Teamfrau, geraten habe, ihren Namen aus einer Eigenschaft ihres Mineralwassers abzuleiten. Zunächst wollte sie mit dem Quellort, mit dem Mineralbrunnen, angeredet werden, aber diese Herkunftsbezeichnung war zu lang und klang nach altem Adel. Und da auch Vita und Light «Still» für die bessere Lösung hielten, zupfte sie nachdenklich an ihrem großen Clip – das sichel-

förmige Ding könnte aus mattgeschliffenem Kristall sein – und gab uns schließlich nach.

Widerstand grundsätzlicher Art kam hingegen von Funny. Er, der selbst keinen Vorschlag parat hatte, nörgelte vage, aber hartnäckig an Lights Idee herum. Eine Weile hörten wir uns sein Maulen an, aber dann stellten wir ihn ultimativ vor die Wahl, sich entsprechend dem Energiedrink, den er konsumierte, entweder «Funny» oder «Fit» zu nennen. Unser Dicker, der es bis jetzt wahrlich nicht versteht, sich Sympathie aufs Fett zu ziehen, entschied sich nach einem letzten Herumnölen für «Funny», was mich und vielleicht auch die anderen wieder ein bißchen für ihn einnahm. Wir alle hatten ihm zugetraut, daß er uns nötigen würde, ihn für die Dauer unserer Arbeit «Fit» zu rufen.

Wir müssen unsere erste gemeinsame Nacht hier oben in der Cafeteria verbringen. Als es dämmrig und merklich kühler wurde, als wir begriffen, daß die Heizung nicht in Gang kommen wollte, beschlossen wir, in den unteren Stockwerken nach einem bequemeren Aufenthaltsraum zu suchen. Aber diese Entscheidung fiel zu spät. Im Haus brennt nur eine kümmerliche Notbeleuchtung: Kleine grüne Pfeile weisen auf allen Fluren einen Fluchtweg Richtung Treppenhaus. Keiner der Schalter, die wir drückten, setzte eine der Deckenlampen unter Strom. Zuletzt leuchtete uns Vita mit einer winzigen Taschenlampe durch das leergeräumte achte Stockwerk, mit einem Lämpchen, das, am Schlüsselbund hängend, vielleicht dazu gedacht ist, den Einstich in Schlösser zu erleichtern. Als es erlosch, tappten wir im Finstern und mußten den grünschimmernden Pfeilen folgen.

Oben angelangt, hat Vita, der mit einem Hang zum Praktischen gesegnet ist, dann doch noch einen Weg gefunden, uns mit ein wenig Licht zu versorgen. Der hohe Kühlschrank, der

brummt und rüttelt, aber nicht kühlt, ist mit einer starken Innenbirne ausgerüstet. Wir lassen die Tür offenstehen, und nach und nach sind wir alle mit unseren Stühlen in den Schein gerückt, der das abgewetzte PVC des Fußbodens speckig glänzen läßt. Wir starren in den Hohlraum des gewaltigen Geräts, nicht weil uns der Anblick der dichtgereihten Flaschenböden irgendwie gefallen würde, sondern weil der Ton des Lichts, das weiche Gelb, das die Plastikabdeckung aus der Glühbirnenstrahlung filtert, uns trügerisch anhaltend an Wärme erinnert.

Ich war im Sitzen eingenickt. Jetzt pocht es in meinem verkrampften Rücken; wahrscheinlich ist es der Schmerz gewesen, der mich geweckt hat. Funny liegt, Knie und Oberschenkel unter die lange Jacke gezogen, vor dem Kühlschrank. Unser Dicker schnarcht. Ein Japsen kündigt das rasselnde Luftholen an, nach kurzem Stocken folgt das Ausatmen, verblüffend deutlich zu einem Ach artikuliert. Light und Vita haben, während ich schlief, unseren Kreis verlassen. Sie sitzen an der Fensterfront und unterhalten sich flüsternd. Ich sehe Lights Zeigefinger gegen den Nachthimmel. Vita hört ihm mit schräggestelltem Kopf zu, dann greift er sich an seinem rechten Ohr vorbei tief in den Rücken und kratzt sich gelenkig unter beiden Schulterblättern. Jetzt fällt er Light ins Wort, zweimal glaube ich den Namen unseres Chefs zu hören. Light wiegt den Kopf, aber Vita faßt ihn an beiden Oberarmen und schüttelt den Massigen, um seiner Sicht der Lage zusätzlich Ausdruck zu verleihen.

Still könnte mehr vom Gespräch der beiden mitbekommen. Ihr Stuhl steht in der Zwiellichtzone, dort, wo sich der gelbliche Fleck, den das Kühlschranklicht wirft, mit der Nachthelle mischt, die durch die Fenster hereinströmt. Sie hält die Beine zusammengepreßt und hat die Hände unter die Oberschenkel

geschoben. Die Vorstellung, daß sie mich als Schlafenden beobachtet hat und wieder beobachten wird, erfüllt mich mit Unbehagen. Ich rutsche vom Stuhl auf den Boden. Das PVC fühlt sich nicht kalt an, offenbar hat es Wärme gespeichert. Noch profitieren wir davon, daß die Sonne die Cafeteria durch die verglaste Südfront aufgeheizt hat. Doch dieser Vorzug ist schon dabei, sich in einen Nachteil zu verkehren, denn nun fließt just durch diese Seite die kostbare Wärme zügig hinaus in die klare Nacht.

Ich lege mich auf den Rücken und schiebe mir meine Kladde unter den Kopf. Meine Haut gaukelt mir ein Nachgeben des Einbands vor, aber es kann nur der Knorpel der Ohrmuschel gewesen sein, der die Schwere meines Schädels einen winzigen Moment weich abgefedert hat. Es gefällt mir sehr, erstmals den Kopf auf beschriebenes Papier zu betten. Und bestimmt wird sich dieses besondere Kissen noch voluminöser anfühlen, sobald ich mehr auf die Seiten geschrieben habe. Das Büchlein war nicht billig. Der neue Besitzer von Arno's Antik, ein junger Pakistani, hat die Preise drastisch erhöht. Vermutlich war die Verteuerung des Trödels unumgänglich, denn der Geschäftsnachfolger des alten Arno hat das mit dem Laden verbundene Nebengewerbe, einen lukrativen Versandhandel, eingestellt. Zumindest ist das Schild mit der Aufschrift «Arno's Gebrauchte-Schlüpfer-Versand» aus dem Schaufenster verschwunden. Vielleicht ist der neue Eigentümer gläubiger Muslim, sein schwarzer Vollbart und das seiner pausbäckigen Jugend widersprechende ernsthafte Gehabe lassen es mich vermuten.

Den alten Arno habe ich, wenn ich meine Lustigen Taschenbücher und ab und zu eine Videokassette bei ihm kaufte, oft beim Eintüten jener gebrauchten Schlüpfer angetroffen. Arno warb in einschlägigen Zeitschriften damit, daß die von ihm gegen Vorkasse versandten Slips ausschließlich aus dem an den

Unverständliche. Er scheint eine Frau anzureden, die er abwechselnd «Frau Doktor» und «Mama» nennt. Wenn ich mich nicht täusche, phantasiert er sich sogar ihre Antworten zurecht und artikuliert sie mit verstellter Stimme. Gewiß wäre durch ausgiebiges Lauschen, durch ein langsames Einhören mehr herauszubekommen, aber Funnys Wortschwall reißt plötzlich ab, ein jämmerliches Stöhnen setzt ein, dann ein gurgelndes Würgen. Behutsam löse ich mich von der Tür und wende mich ins Treppenhaus. Was mir an Geräuschen folgt, ist so schlimm, daß ich, müßte ich den anderen davon erzählen, nur sagen könnte, unser armer Kollege habe sich schier die Seele aus dem Leib gekotzt.

Still ist ganz unten gewesen. Sie hat genauer untersucht, was uns gestern, als wir das Hochhaus betraten, nur beiläufig auffiel. Das Gebäude ist von einem hohen Bauzaun umgeben, der es gegen Passanten abschirmt. Wer im Erdgeschoß an ein Fenster tritt, sieht nichts als lange, massive Bretter, auf die eine Plane genagelt ist. Außerdem ist bis in die Höhe des dritten Stockwerks ein Gerüst aus Leichtmetallrohren an der Fassade befestigt. Es hat weder Leitern noch Laufbretter und dient offenbar ausschließlich dem Zweck, ein senkrecht gespanntes Stahlnetz zu halten. Dessen Maschen liegen der Fassade so eng an, daß sich die nach außen klappenden Fenster der unteren Stockwerke nicht öffnen lassen.

Funny, der sehr blaß aussieht und dessen Stirn, obwohl er immer wieder mit dem Jackenärmel darüber fährt, schnell von neuem schweißnaß glänzt, quittiert Stills Beschreibung mit einem höhnischen Schnauben. In einem halb wehleidigen, halb erbosten Tonfall beginnt er auf Cziffra zu schimpfen. Der Chef habe wohl Angst, daß einer von uns betrunken aus dem Fenster falle. Obwohl diesem Scherz allein in Vitas Miene ein mattes

Grinsen antwortet, prostet Funny jedem einzelnen von uns mit seiner Getränkedose zu, leert sie auf einen Zug, läßt ihren elastischen Zylinder quakend auseinanderspringen und krönt seine Vorführung mit einem in mehreren Schüben aufstoßenden Rülpsen.

Light und Vita, die als letzte zurück in die Cafeteria gekommen sind, haben sich in den mittleren Stockwerken umgesehen und dort in allerlei zurückgelassenem Plunder gestöbert. Ein technisches Fundstück haben sie mit nach oben geschafft, und jetzt, wo der trübe Nachmittag schon wieder zu dunkeln beginnt, setzen wir nicht wenig Hoffnung in den eigenartigen Apparat. Außer Vita hätte wohl keiner erkannt, worum es sich handelt. Der rundum buntlackierte und an einigen Stellen auch verchromte Blechkasten erinnert an keines der gebräuchlichen Haushaltsgeräte. Aber etwas in seiner Gestaltung, in der Abstimmung von Form und Farbe, legt zwingend nahe, daß er im häuslichen Bereich schmuck und nützlich zu sein vermag.

Vita behauptet, wir hätten ein Zimmeröfchen vor uns, das Petroleum und andere Spezialöle so sauber verbrenne, daß sein Gebrauch ohne Kaminanschluß erlaubt sei. Auch den dazugehörigen Heizstoff glauben er und Light gefunden zu haben. Zumindest haben sie zwei Glasflaschen mitgebracht, in denen ein gelblicher, ölig schimmernder Inhalt schwappt. Still schraubt eine auf, schnuppert vorsichtig daran und reicht sie dann an mich weiter. Ich halte die Nase über den Flaschenhals und nehme einen süßlichen, fruchtartigen Duft wahr, hinter dem sich ein erdiges, fast teeriges Aroma erschnüffeln läßt. Funny hält die zweite, nur halbvolle Flasche Richtung Fenster, schüttelt sie und sagt, der Sprit, so nennt er die Flüssigkeit, bewege sich nicht wie Wasser, sondern wie ein hochprozentiger Likör. Es würde ihn nicht wundern, wenn unser Öfchen eine Art Schnapsheizung wäre. Er öffnet die Flasche, und Still kann

ihn gerade noch daran hindern, mit spitzer Zunge die Verschlusskappe auszulecken.

Vita, der meint, die Konstruktion des Geräts im groben verstanden zu haben, schlägt vor, eine kleine Menge des Brennstoffs auszuprobieren. Auf einem Blechstutzen an der Rückseite ist ein Ölkännchen eingraviert, und die Stelle, wo der Ofen angezündet werden muß, kennzeichnet eine stilisierte Flamme. Wir lassen die goldgelbe Flüssigkeit, etwa die Hälfte des Flascheninhalts, in den Tank gluckern. Eine gemeinsame Vorfreude, die Phantasie, mit den anderen die Hände über dem sich erwärmenden Öflein zu reiben, hat uns im Nu erfaßt. Und ebenso abrupt müssen wir hinnehmen, daß unsere Hoffnung enttäuscht wird – denn wir stellen fest, daß keiner von uns ein Feuerzeug oder Streichhölzer mit sich führt.

Light lacht und verkündet, ihn treffe besondere Schuld. Er sei nämlich Raucher, ein wirklicher Raucher, einer, dem unter normalen Umständen immer ein Glimmstengel vor den Lippen hänge. Als Beweis hält er uns Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten hin, an beiden ist das erste Glied samt seinem Nagel bräunlich verfärbt. Sogar das Nagelhäutchen hat eine nikotingelbe Tönung angenommen. Herr Cziffra habe ihn unter der Bedingung angeheuert, daß er für die Dauer seines Einsatzes im Hochhaus auf die gewohnte Droge verzichte. Um sich auf den drohenden Entzug vorzubereiten, habe er gestern seine Zigaretten und in der angebrochenen Schachtel auch sein Feuerzeug im Auto gelassen. Ein paar Stunden ohne das geliebte Kraut habe er sich durchzustehen zugetraut. Aber – Light schüttelt den Kopf und erhebt die beiden Raucherfinger wie zum Schwur – wenn er geahnt hätte, daß es gleich so todernt mit der Arbeit losgehen würde, hätte er sich sicher zwei, drei, vielleicht auch vier Päckchen seiner Leibmarke als eiserne Reserve eingesteckt.

## Kalk

Die Wanne ist ein Glücksfund. Wir vier hätten an diesem schlimmen Morgen, nach der nächtlichen Katastrophe, wohl hilflos vor dem drängenden Problem gestanden, wenn Still die Wanne nicht in den Sinn gekommen wäre. Sie ist oval, ungefähr zwei Meter lang und bis zum Rand mit Sand gefüllt. Der gleiche feine Quarzsand bedeckt knöchelhoch das ganze Erdgeschoß. Als wir vorhin mit unserer Last hier unten eintrafen, waren wir alle erleichtert, daß sich nach der schauerhaften Enge des Aufzugs diese weite weiße Fläche vor uns erstreckte. Wir sahen den Pfad aus sich überschneidenden Fußstapfen, den wir vorgestern nacheinander vom Eingang zum Lift gezogen hatten, und folgten der Spur, die von Still bei ihrer gestrigen Umschau bis hin zu dem Behälter, der uns nun nützen soll, in die weiche Schicht getreten worden war.

Vita klopft mit der Stiefelspitze gegen den Gummi und erklärt uns, solche Wannen aus schwarzem, säure- und laugenbeständigem Kautschuk würden zum Löschen von Kalk und zum Mörtelmischen verwendet. Still, Light und ich, wir glauben ihm das. Vita weiß zu überzeugen, wenn es um handfeste Dinge geht. Auch die beiden Papiersäcke, die an der Wanne lehnen, verweisen auf Bau- oder Renovierungstätigkeit. Der eine enthält Zement, der andere Kalk, und Vita hat vorgeschlagen, daß wir die Wanne, sobald wir den Körper in den Sand gebettet haben, mit einer Schicht Kalk hygienisch versiegeln. Noch fehlt es uns an Gefäßen, mit denen wir den Sand herausschöpfen und später wieder zurückfüllen könnten. Im Erdgeschoß ist

diese Arbeit angemessen begleiten könnten. Als wir Funny über den Wannenrand hieven, scheint sein Körper schon weniger schwer geworden, als hätte er in der letzte Stunde, in der Phase des endgültigen Erkaltes, bereits an Substanz verloren. Seine Beine rutschen uns zuerst in die Tiefe. Die Hacken der Cowboystiefel bohren sich in den verbliebenen Sand, und der Druck des nachsackenden Rumpfes beugt die Knie mit einem leisen Knacken. So, mit leicht angezogenen Knien, die Hände auf dem Bauch und das Doppelkinn auf den Pelzkragen seiner Holzfällerjacke gepreßt, hat Funnys Liegen etwas Friedvolles. Fast könnte man glauben, ihm sei zum ersten Mal seit Beginn unserer Arbeit hinreichend warm.

Zögerlich beginnen wir, die Wanne wieder zu füllen, und alle vier vermeiden wir es, unsere Eimer in der Nähe von Funnys Gesicht zu leeren. Aber der Sandpegel steigt zügig an der schwarzen Innenwand empor. Schon rutschen die ersten Körnchen über seine Mundwinkel zwischen seine geöffneten Lippen, und schließlich erreicht der Sand auch die Augen des Kollegen. Still hatte sie oben, in der Cafeteria, zugeedrückt, aber die Lider haben sich noch einmal unterschiedlich weit geöffnet und lassen die feuchten, noch ganz und gar nicht glasigen Augäpfel sehen.

Funny ist uns unter den Händen gestorben. Es war ein schneller, dennoch qualvoller, in all seiner Kürze elend gedehnter Tod. Sein gurgelnder Schrei holte uns – die vier, die ihn überleben sollten – aus dem Schlaf. Wir sahen ihn vor dem geöffneten Kühlschranks hocken. Er versuchte, eine Dose seines Fitneßgetränkes zu öffnen, was ihm, würgend und stöhnend, auch noch gelang. Aber als er sie an den Mund setzte, verlor er das Gleichgewicht, kippte zur Seite und zog, am Kühlschrank haltsuchend, eines der Ablagegitter samt den daraufliegenden Flaschen heraus. In den Scherben kniend, hob er noch einmal

die Dose an die Lippen, ließ sie jedoch vor dem Mund fallen, sprang mit erschreckender Schnellkraft in den Stand und taumelte an uns vorbei. Widerwärtige Pfeifgeräusche begleiteten seinen Weg zur Fensterfront und rissen erst ab, als Funnys Kopf an die Scheibe schlug. Noch zweimal rammte unser Dicker die Stirn gegen das Glas, als wollte er ins Freie, in die frische Nachtluft durchbrechen. Aber das Fenster hielt stand, und Funny rutschte, langsam und ohne einen weiteren Laut, an der Scheibe hinab und über den schmalen Fenstersims aus Aluminium zu Boden.

Still, die sich als erste zu ihm hingewagt und ihn auf die Seite gewälzt hatte, schrie uns zu, daß er nicht atme. Wir kamen zögernd näher, neigten uns über Funnys Rumpf, und Light tastete über sein fleischiges Handgelenk, um nach einem Puls zu fühlen. Still und Vita, beherzter als wir, knieten neben Funnys Brust und versuchten abwechselnd, seine Lungen mit ihrem Atem aufzublähen. Ich weiß nicht, ob sie dies richtig machten. Aber nach dem zwanzigsten oder dreißigsten, nach einem letzten, in all seinem Geschick oder Ungeschick fast gewalttätigen Atemstoß löste sich Vitas Mund erfolglos von den dunkel verfärbten Lippen unseres Dicken.

Unser Ofen brennt, und das ist mein Verdienst. Heute abend vermochte erstmals auch ich etwas Entscheidendes zu unserem Hausen beizutragen. Jetzt können wir uns die klammen Hände wärmen, und die halbvorgebackenen Brötchen, unser Hauptnahrungsmittel, bekommen eine bräunliche Kruste, wenn wir sie lange genug auf dem oberen Blech des Zimmeröfleys liegenlassen. Das Feuer, mit dem wir das Petroleum zum Brennen brachten, stammt von mir. Die anderen drei staunten nicht schlecht, als ich, kaum hatten wir zum Abendessen Platz genommen, die Streichhölzer zückte und wortlos auf unsere Kaf-

beschlossen, das Öl, entsprechend unseren fünf Bengalischen Lichtern, in fünf Portionen aufzuteilen, und die erste ist nun verbraucht. Ich betaste das Blech des Geräts, überall fühlt es sich kühl an, auch seinem Metall ist nichts von der Wärme geblieben, die es uns unter leisem Blubbern gespendet hat. Ich schaffe es, nahezu lautlos aufzustehen und mich unbemerkt aus dem Kreis meiner Kollegen zu schleichen.

Wir wissen, woran Funny gestorben ist. Aus dem linken Mundwinkel des Toten lief eine feine ölige Spur über sein Kinn. Und Vita behielt nicht für sich, was da aus Funnys Mund gesickert war. Er und Still hatten das Aroma des Brennöls geschmeckt, jedesmal wenn sie ihre Lippen auf die Lippen des Sterbenden, des unter ihren Atemstößen Gestorbenen preßten. Unser Dicker hatte, sobald er sich unbeobachtet wähnte, aus einer der Petroleumflaschen getrunken. Es kann nicht mehr als ein kräftiger Schluck gewesen sein, aber er hatte das Öl – aus purer Gier oder aus der Angst, ertappt zu werden – in die Lungen gesogen. Light erläuterte, wie gefährlich dergleichen für die Atmung sei, sogar einen Namen für die krampfhaft Blockade der Bronchien hatte er parat, einen langen, aus lateinischen und griechischen Silben zusammengesetzten medizinischen Ausdruck, der seiner Erklärung sofort fachkundliche Schlagkraft verlieh. Und obwohl mich Lights Bescheidwisserei mehr denn je reizte, war ich froh, dem langsam erkaltenden Toten nicht ohne begriffliche Aufklärung in die vom letzten Blick befreiten Augen schauen zu müssen.

Für den Abstieg ins Erdgeschoß, den ich zum ersten Mal mitten in der Nacht und über alle zehn Stockwerke hinweg allein unternehme, lasse ich mir Zeit. Die grünen Pfeile des Notlichts sind nur auf den Stockwerksabsätzen um ein größeres Leuchtbild ergänzt: ein Männchen, das vor stilisierten Flammen zwei Stufen treppab flüchtet. Die Birnen hinter dem Plastik dieser